

Bamber GASCOIGNE: *Das Kaiserliche China und seine Kunstschatze*. Mit 47 Farbbildern und zahlreichen Schwarz-Weiß-Photographien von Christina Gascoigne und Derrick Witty. Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich. 1974.

Es ist ein wohlausgestattetes Buch, auf gutem Papier sauber gedruckt und mit schönen Bildern versehen. Es ist populär geschrieben – nicht immer, aber doch meistens im besten Sinne dieses Wortes. Es erfüllt den Wunsch des Laien nach einer gut lesbaren Geschichte Chinas. Es vermittelt ihm die Kenntnisse, die er gerade in dieser Zeit, in der in der Presse fast täglich von China die Rede ist, sich aneignen möchte, um die Gegenwart vor dem Hintergrund der Vergangenheit richtig zu sehen und zu bewerten.

Es ist eine Kulturgeschichte Chinas, die die notwendigsten historischen Daten und Ereignisse enthält. Fast jeder Aspekt der chinesischen Kultur und Zivilisation wird wenigstens kurz, oft auch ausführlicher behandelt. Z.B. wird der Geschichte der Handelswege und -beziehungen im Altertum und in der Neuzeit ebensoviel Aufmerksamkeit geschenkt wie den Palastintrigen und dem Schicksal großer Gelehrter. Natürlich spielen die Kunstwerke eine wichtige Rolle als Zeugen einer hohen Kultur. Eine Kunstgeschichte ist es nicht und will es wohl auch nicht sein, auch wenn der Kunst im Titel ein wichtiger Platz eingeräumt wird. Es gelingt dem Autor selten, ein Kunstwerk lebendig zu beschreiben, zu werten oder zu interpretieren; hätte er sich darum bemüht, so würde er klargestellt haben, daß die Jadeanzüge aus den Han-Gräbern zwar Schätze, aber keine Kunst sind. Für die buddhistische Kunst scheint er wenig Verständnis aufbringen zu können; auf diese großartigen Leistungen chinesischen Kunstschaffens im 5. bis 9. Jahrhundert wird kaum eingegangen. Literarische Quellen werden in ebenso großer Anzahl herangezogen wie Kunstwerke, um die Geschichte der verschiedenen historischen Epochen zu erhellen. All dies geschieht mit breiter – wenn auch nicht immer gründlichster – Sachkenntnis, in einer lebendigen Sprache, die sich gut liest und z.T. den Stoff geradezu spannend darbietet. Eigentümlichkeiten der chinesischen Kultur, ihrer Sitten und Gebräuche werden geschickt an Stellen, an denen sie dem Leser in einem Bericht oder einer Anekdote auffallen mußten, eingeflochten und erklärt, so daß nie der Eindruck entsteht, es würde ihm eine Belehrung aufgebürdet.

Das Buch ist reich an einzelnen Episoden, die breit ausgesponnen werden; Geschichte wird lebendig. Die Auswahl von Personen und Ereignissen, die als für einen Zeitabschnitt charakteristisch und wichtig besonders ausführlich geschildert werden, ist ungewöhnlich; sie weicht oft von den in bisherigen Geschichtsbüchern an erster Stelle erwähnten ab. Hierin liegt ein besonderer Reiz dieses Textes. In geschickten Überleitungen gleitet er von solchen lebendig erzählten Episoden zu allgemeineren Feststellungen über eine Epoche, die durch diese Details illustriert werden. Das historische Gerüst erscheint manchmal nicht ganz tragfähig, besonders wenn ab und zu das Sensationelle zu viel Gewicht erhält – aber dies wird den Nicht-Fachmann, an den das Buch sich wendet, kaum stören. Er mag höchstens etwas verwirrt sein, wenn die Zusammenstellung ausführlicher Schicksalserzählungen, z.B. Po Chü-i und An Lu-shan im T'ang-Kapitel oder Nachtrag über Yang Kuei-fei im Yüan-Kapitel, ihn auf einen chronologischen Zickzackkurs zwingt; auf S. 144 wird er zu dem Irrtum verleitet, Su Tung-p'o hätte zur Zeit des Kaisers Hui Tsung gelebt.

Unter den vielen guten Abschnitten des Textes mögen hervorgehoben werden: Die leicht verständliche Schilderung der Technik des Bronzegusses, oder die wichtigsten Philosophenschulen der Spät-Chou-Zeit und ihre Lehren. Hilfreich sind die Hinweise auf vergleichbare Personen, Ereignisse oder Zustände der europäischen Geschichte, z.B. die

Gegenüberstellung von Konfuzius und Sokrates, die den Unterschied zwischen chinesischem und griechischem Denken erhellt. Ebenso ist der amüsante Vergleich zwischen der Verwaltung während der Ming Dynastie und den Gepflogenheiten in englischen Internatsschulen zumindest für den Engländer aufschlußreich – allerdings wird er wohl nicht bei allen deutschen Lesern in gleichem Maße zum Verständnis beitragen.

Die im Folgenden angeführten Einzelheiten sind aus einer Zahl von Textstellen, die beanstandet werden können, herausgegriffen. Da die oft ungeschickte und Mangel an Sachkenntnis verratende deutsche Übersetzung offensichtlich nicht immer dem englischen Original gerecht wird, soll der Versuch gemacht werden, die Kritik am Autor von der am Übersetzer zu trennen. (Die eckigen Klammern umschließen Einfügungen der Rezensentin).

Fehler, die wohl dem Autor angelastet werden müssen:

S. 13 wird die Lebenszeit des Konfuzius als „etwa in der Mitte“ der Chou-Dynastie angegeben.

S. 8: „... zehntausend Schriftzeichen.“ S. 16: „... mehr als 50000 ...“

S. 21: „Die Schang-Handwerker haben ... in Bronze gegossen: Glocken, Beile, Bohrer, polierte Spiegel ...“. Spiegel werden erst seit der Spät-Chou-Zeit in großer Zahl hergestellt. Aus einem frühen Chou-Grab ist ein Beispiel bekannt.

S. 24 wird gesagt, daß in der „Großen Stadt Schang“ die „Fundamente und die Tragmauern ... aus gestampfter Erde errichtet“ wurden; „dazu kamen Säulen aus Holz“. Diese Beschreibung ist irreführend, denn die hölzernen Pfosten wurden zuerst errichtet; dann wurden die Zwischenräume mit nicht-tragenden Wänden aus Stampflehm geschlossen. „Im Gegensatz dazu lebten die gewöhnlichen Bürger in Erdhöhlen“. Diese werden verglichen mit den Wohnhöhlen im Löss in Nord-West-China. Es wird sich aber nicht um Höhlen, sondern um Erdgrubenhäuser gehandelt haben; die auf S. 29 folgenden Sätze zeigen, daß der Autor sie auch als solche verstand – warum spricht er erst von Höhlen?

S. 31: „Die traditionellen Geschichtsbücher geben [für den Beginn der Chou-Dynastie] das Jahr 1322 vor Christus an.“ In der traditionellen Chronologie ist es 1122.

S. 51 ist von Lackarbeiten die Rede: „In seiner natürlichen Form als Harz eines Baumes ist es [das Material Lack] formbar und daher leicht zu bearbeiten. Die Härtung erfolgt nicht durch Austrocknen, sondern dadurch, daß man es in Wasser taucht“. Lack ist ein Baumsaft, den man nicht formt, sondern den man Schicht um Schicht auf einen vorher zu einer Schale, einer Platte etc. geformten Kern – meistens aus Holz – aufträgt. Es ist keineswegs eine leichte, sondern eine langwierige und mühsame Arbeit. Lack erhärtet allerdings nicht in trockener, sondern nur in feuchter Luft; ihn in Wasser einzutauchen, damit er trocknet, wäre völlig sinnlos.

S. 100: In Tun-huang gab es „eine Fülle von Statuen aus gebranntem Lehm“. Sie waren aus ungebranntem, luftgetrockneten Lehm.

S. 102: Die Feststellung: „... die buddhistische Stupa entwickelte sich allmählich zur chinesischen Pagode“, ist allzu vereinfachend und darum irreführend.

S. 169 wundert sich der Autor, daß ein zwanzig Jahre nach dem Ende der Sung Dynastie verfaßtes Gedicht den Palast in Hang-chou als Ruine beschreibt, und hält dies für „metaphorisch“. Tatsächlich verfallen chinesische Bauten, die nicht benutzt und gepflegt werden, schon in wenigen Jahren.

S. 233: „Tsch'ien Lung (der für 63 Jahre den Thron einnahm) ...“. Ch'ien Lung dankte nach einer Regierungszeit von 60 Jahren ab. Er „übertraf“ also nicht K'ang Hsi's Regierungszeit, wie es hier im Text heißt; er wollte es vermeiden, seinen Großvater zu über treffen.

Fehler des Übersetzers:

S. 7: „... Porzellanfarben rose ...“ – hier ist „*famille rose*“ gemeint.

S. 16 ist von dem Schriftzeichen für „Mensch“ die Rede. [Das Zeichen steht hier auf dem Kopf – ein verzeihlicher Druckfehler]. Der Übersetzer schreibt: „...das Schriftzeichen für einen Mann“. Er hat nicht bedacht, daß die Chinesen, ebenso wie die Deutschen, Mensch und Mann durch zwei verschiedene Worte unterscheiden, während die Engländer für beide nur das eine Wort „man“ haben. Hier muß aber „man“ mit „Mensch“ übersetzt werden, weil das abgebildete chinesische Zeichen „*jen* = Mensch“ und nicht „*nan* = Mann“ heißt.

S. 20 [Kapitel „Schang“]: „In den Gräbern sind ungeheure Mengen an Schätzen von Marmor- und Jadeskulpturen und vor allem auch großartigen Bronzegefäßen gefunden worden.“ „Ungeheure Mengen“ trifft auf die Bronzen zu, keineswegs aber auf Marmorskulpturen und auch nicht auf Jadestücke.

S. 23: „... Europa, obwohl ebenso sehr vom Ahnenkult beherrscht ...“ Man vermutet, daß die Übersetzung den Sinn nicht ganz richtig wiedergibt.

S. 133: „... zwischen den Jahren 2000 vor Christus und 475 vor Christus (ein Datum, das in der traditionellen chinesischen Geschichtsschreibung die ‚Periode der einander bekriegenden Staaten‘ bedeutet)...“. Mit nur einer Jahreszahl kann man keine Periode datieren – 475 ist der Anfang der Periode. Warum wird sie nicht – wie in deutschen Büchern über China üblich – als Kämpfende Staaten oder Streitende Reiche bezeichnet?

S. 142: Ou-yang Hsiu „ließ [von antiken Inschriften] ... Abgüsse machen, und das Ergebnis, mehr als tausend Mappen umfassend, war die berühmte ‚Sammlung antiker Inschriften‘.“ Es muß „Abreibungen“ heißen, oder „Abklatsche“. Letzterer Terminus wird auf S. 151 richtig gebraucht. Abgüsse kann man nicht in Mappen sammeln. Statt „Mappen“ sollte vielleicht „Hefte“ geschrieben werden.

S. 169: In Hang-chou konnte man „Rhinozeroshäute“ kaufen. Handelt es sich hier nicht um Rhinozeroshörner, aus denen kostbare Becher geschnitzt wurden?

S. 175: Es mag angehen, das Zeichen „*ming*“ – den für die Ming Dynastie gewählten Namen – im Englischen mit „brilliant“ zu übersetzen. Man kann aber nicht im Deutschen „Brilliante Dynastie“ sagen, „*ming*“ heißt „hell, klar“.

S. 199: „... Durchsichtigkeit echten Porzellans“. Es muß „durchscheinend“ heißen; wahrscheinlich steht im englischen Text „translucent“?

S. 200: „Das grauweiße Porzellan Chinas ist berühmter als irgendein anderes ...“. Es muß natürlich „blau-weiß“ heißen. Ist dies ein Druckfehler, oder hat sich der Übersetzer von der in der Reproduktion fälschlich als graurot wiedergegebenen Farbe eines Blauweiß-Porzellans auf S. 166 irreführen lassen?

Der Übersetzer schreibt leider nicht immer ein schönes Deutsch. Zu oft stößt man sich an Sätzen, die kein Verb haben, oder an Formulierungen wie: „Bei dieser Gelegenheit war Kalligraphie an der Tagesordnung gewesen“ (S. 141), oder (S. 32) „Rituelles Weinmischgefäß ... mit dem Deckel im Stil eines Opfertieres“. Ein Opfertier hat keinen Stil. (Zudem ist es fragwürdig, ob es sich hier um ein Opfertier handelt). Manches im Text wird durch die Wortwahl und den Stil des Übersetzers um ein Weniges verfälscht.

Die Abbildungen sind gut reproduziert und farbgetreu. Nur die Figur der Dienerin (S. 56) erscheint hier grün statt graubraun, und die Malerei auf dem Porzellantopf (S. 166) ist graurot statt blau (s. o.). Sehr schön sind die Landschaftsaufnahmen, die chinesischen Malereien gegenübergestellt werden und die oft gehörte Meinung entkräften, die Chinesen malten phantastische Berge, die es in der Wirklichkeit nicht gäbe (S. 123, 140).

Man vermißt ausreichende Angaben zu den meisten Bildern, z. B. den Fundort oder den Besitzer. Auch die „Quellen für die Illustrationen“ auf S. 252 geben nicht genügend Auskunft.

In die Unterschriften der Abbildungen haben sich einige Fehler eingeschlichen, z. B.:

S. 167: Das „Räuchergefäß aus farbigem Glas“ ist aus gebranntem Ton; es ist sog. „*san-ts'ai*“, Dreifarben-Keramik mit blauen, grünen und gelben Glasuren.

S. 197: Die Tiere „entlang des Geisterweges zu den Ming-Gräbern“ werden als „Löwen und Kamele“ bezeichnet. Es sind keine Löwen sondern *ch'i-lin*. Das *ch'i-lin* ist das chinesische Einhorn; sein Horn liegt flach oben auf dem Kopf; es hat eine strähnige Mähne und Hufe. Der chinesische Löwe hat eine Lockenmähne und Krallenfüße.

S. 225: Ein Tor, das T'ai Men heißt, gibt es im Kaiserpalast in Peking nicht. Das Bild ist eine Aufnahme vom T'ai Ho Men, dem „Tor der Großen Harmonie“.

Die Schreibung der chinesischen Worte und Namen ist sehr verwirrend. Man hätte sich für eines der folgenden drei Transkriptionssysteme entscheiden müssen: Das englische von Wade, das bis vor kurzem in fast allen wissenschaftlichen Publikationen gebraucht wurde, das aber für den Laien viele Schwierigkeiten bietet, oder das von Rüdberg in seinem Deutsch-Chinesischen Wörterbuch gebrauchte, das für deutsche Leser am einfachsten ist, oder das heute in der Volksrepublik China gebrauchte. Mit einer wahllosen Mischung ist dem Leser nicht gedient.

Die Liste der Dynastien auf S. 246 ist an zwei Stellen irreführend: Tsch'in (Ch'in), 221–206 v. Chr., gehört nicht, wie hier angegeben, zu Tschou (Chou), ebenso wie die Drei Königreiche, die Sechs Dynastien und Sui nicht ein Teil von Han sind. Der Text zur T'ang Dynastie erweckt durch ungeschickte Formulierung den Eindruck, daß die Fünf Dynastien, die in der Aufzählung fehlen, direkt auf die Rebellion des An Lu-shan folgen.

Kleine Schönheitsfehler: Für das Kapitel „Han“ wurde die neue Kurzform des Schriftzeichens statt der klassischen Schreibweise gebraucht. Am Schluß des „T'ang“-Kapitels ist das Zeichen seitenverkehrt. S. 102 wird ein „Lord Ugin“ genannt; es muß sich wohl um Lord Elgin handeln.

Es ist schade, daß das gut angelegte und lehrreiche Buch so viele Fehler enthält. In Anbetracht der beachtlichen Kenntnisse des Autors wäre es leicht gewesen, statt des Falschen das Richtige zu schreiben. Dennoch wird der Leser nur einen geringen Schaden an seiner Bildungsqualität nehmen, wenn er das Buch mit Vergnügen liest und seine vielfältigen Informationen aufnimmt.

Eleanor von Erdberg (Aachen)